

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 102 (2006)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

WOLFGANG STEINITZ. Ich hatte unwahrscheinliches Glück. Ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik. Hg. von Klaus Steinitz und Wolfgang Kaschuba. Berlin: Karl Dietz 2006. 183 S., Ill.

Anlässlich des 100. Geburtstages des «kommunistischen Ausnahmewissenschaftlers Wolfgang Steinitz (1905–1967)» (so der Zeithistoriker und DDR-Forscher Siegfried Lokatis in einer am 9. Mai 2006 von «H-Soz-u-Kult» ins Netz gestellten Rezension zu dem hier zu besprechenden Titel) hat sich so etwas wie eine eigene «Steinitz-Forschung» entwickelt. Schon Anfang 2005 hatte die Berliner Historikerin, Journalistin und Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, Annette Leo, die Biographie «Leben als Balance-Akt. Wolfgang Steinitz – Wissenschaftler, Jude, Kommunist» vorgegeben. Daneben fanden, wie dem Vorwort der Herausgeber *Klaus Steinitz* (Sohn, geboren 1932) und *Wolfgang Kaschuba* zu entnehmen ist, mehrere Kolloquien und Lesungen an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (Geisteswissenschaftliche Zentren), an der Humboldt-Universität (Institut für Europäische Ethnologie und der PDS-nahe Kulturverein «Helle Panke», dessen ersten Vorsitz ebenfalls Sohn Klaus innehat); in der Leibniz-Sozietät; im Gesprächskreis «Geschichte der Berliner Universitäten» und im Literaturforum im Brecht-Haus statt. Über Steinitz diskutierte man auch im Rahmen des internationalen Tanz- und Folk-Festivals in Rudolstadt (Thüringen), und beim dortigen «Steinitz-Singen» sang man aus seinen «Deutschen Volksliedern demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten» (Anfang Juli 2005).

Aus all diesen Ereignissen stammen offensichtlich die Einzeltexte. Das Buch ähnelt in Stil und Design einer DDR-«Chrestomathie» der 1960er Jahre, bei der aber nicht Texte des zu Feiernden, sondern Texte über den zu Feiernden den Hauptteil ausmachen. Der Agrarhistoriker und Biographie-Spezialist *Jan Peters*, Neffe von «Wolfgang» – wie Steinitz von ihm fast durchgehend bei der Bildkommentierung genannt wird – eröffnet das Buch mit einer liebevollen Biographie seines Onkels: «Wolfgang Steinitz' Weg als politischer Wissenschaftler». Der Sinologe und Linguist *Ewald Lang* stellt den Kontext Emigration und Remigration in den Vordergrund und konzentriert sich auf die Verdienste des Linguisten Steinitz. Wir erfahren nicht nur Grundsätzliches über den «slawistischen grossen Steinitz», das berühmte russische Lehrbuch, sondern auch, dass Steinitz während seines Aufenthaltes in Schweden die Kriegsreden Stalins übersetzte und herausbrachte. Der Soziologe *Helmut Steiner* denkt über das Verhältnis von Intellektualität und Macht nach. Illustriert wird der Text Steiners durch den Anhang, in dem drei während der DDR-Zeit unveröffentlichte Reden und Briefe an das ZK und das Politbüro des ZK der DDR von ZK-Mitglied Wolfgang Steinitz abgedruckt sind. Damit schliesst der erste Abschnitt des Buches. Der «Versuch eines Gesamtbildes» vermittelt die Geschichtlichkeit der Person Steinitz, eines der vielen sozialistischen Wissenschaftler und «Kulturschaffenden», die trotz Emigration und Rückkehr, trotz jüdischer Herkunft und Verfolgung durch die Nazis, worüber die Tochter *Renate Steinitz* im letzten Kapitel dieses Buches berichtet (wir erfahren dort, dass 22 Familienmitglieder verschleppt und umgebracht wurden!), letztlich mit dem Ulbricht-Regime nicht zurechtkamen.

Weitere spezielle Abschnitte sind dem Slawisten Steinitz gewidmet sowie seinen finnisch-ugrischen Sprachforschungen. Die Kalevala-Studien weisen Anknüpfungspunkte zur damaligen volkskundlichen Lied- und Erzählforschung auf, während seine Beschäftigung mit den westsibirischen Ostjaken (Chanten) vermutlich durch seine Zustimmung zur Minderheitenpolitik der UdSSR bedingt ist. Auch diese Abschnitte des Buches werden mit persönlichen Erinnerungen verknüpft.

Im Kapitel über das «Wirken an der Akademie» berichtet der Historiker *Peter Nötzoldt* über wissenschaftspolitische Strategien von Steinitz während dessen Zeit als Vizepräsident der Deutschen Akademie der Wissenschaften. Der Publizist *Günther Wirth* schildert den Umgang von Steinitz mit «bürgerlichen» Gelehrten. Der Linguist und Grammatiker *Manfred Bierwisch* zeichnet in seinem Text zu «Theorie und Praxis, Politik und Realität» ein eindrucksvolles autobiographisches Resümee seiner Beziehung zu Steinitz, der ihm unter anderem dabei half, den Bedrohungen der Stasi auszuweichen. Besonders in diesem Absatz des Buches zeigt sich eine Schwäche: die vom Leser erwarteten Schilderungen aus der Realität der Wissenschafts- und Parteibürokratie der DDR werden meist durch aphoristische Formulierungen ersetzt. Hier ein Beispiel: «Moral hier ganz besonders: Persönliche Integrität kann unabhängig sein von der politischen Position» (S. 261).

Ich setze die Rezension fort mit der Bewertung des volkskundlichen Abschnittes. Der Grafiker und Musiker *Jürgen B. Wolff* fokussiert dort auf den «Großen Steinitz», die «Deutschen Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten» (Erstausgabe: 1955 und 1962) und deren seit 1979 in mehreren Auflagen bei Zweitausendeins erschienenen verkleinerten Billig-Reprint. Dieser

dient bis heute als Gesangbuch der deutschsprachigen politischen Folk-Bewegung, worüber *Katrin Steinitz* am Beispiel Rudolstadt 2005 berichtet. Der Artikel von *Hermann Strobach* über die frühe DDR-Volkskunde und Wolfgang Steinitz erweist sich als Rechtfertigungserzählung eines sich selbst darstellenden und nach eigenen Schilderungen gegen die marxistische Theorie resistenten ehrwürdigen alten Herrn. *Wolfgang Jacobs*s kurzer Text feiert den Demokraten und Antifaschisten Steinitz in holzschnittartigen Ausführungen und lobt abschliessend die eigenen wissenschaftspolitischen Kontakte zu den fortschrittlichen Instituten der damaligen BRD, insbesondere der Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen, die erst nach dem Tode von Wolfgang Steinitz zum Zuge kamen. Kulturgeschichtlich interessant ist der Artikel von *Ute Mohrmann*, die die «kulturpraktische Bedeutsamkeit» von Steinitz unter Verwendung des Begriffs «Volkskunst» untersucht. Es geht dabei um die damalige Laien- und Volkskunstbewegung, aber auch um damalige DDR-Volkskunsttheoretiker wie Paul Nedo und Wilhelm Fraenger, sowie das gemeinsam mit Ernst Hermann Meyer 1954 gegründete Arbeiterliedarchiv an der Akademie der Künste in Berlin (DDR). Schon 1952 hatten Steinitz und weitere Volkskundler wie Adolf Spamer, Paul Nedo, Friedrich Sieber und Manfred Bachmann – unter Leitung von Reinhold Langner – in Berlin anlässlich der «Deutschen Festspiele der Volkskunst» die Ausstellung «Deutsche Volkskunst» durchgeführt. Dabei ging es laut Vorwort des Ausstellungskataloges auch darum, «die zersetzenden Einflüsse der amerikanischen Unkultur» zurückzudrängen. Steinitz zog sich laut Mohrmann in seinem Beitrag auf die «Volksdichtung» zurück. Weiterhin wird von ihr akribisch verfolgt, welche Rolle das Steinitzsche Liederrepertoire bis in die Spätjahre der DDR innerhalb deren Musikszene spielte.

Der Anhangteil enthält Reprints von Texten aus den jugendbewegten Jahren des Wolfgang Steinitz, zwei Briefe des 18-Jährigen an den Vater bzw. an die Eltern, die schon erwähnten politischen Reden an das ZK der DDR bzw. an dessen Politbüro sowie einen Auszug aus seiner Dankesrede zum 60. Geburtstag. Damit verstärkt sich der ebenfalls oben schon angedeutete Eindruck, eine Jubel-Chrestomathie vor sich zu haben, in der Persönliches, Familiäres, Politisches und Wissenschaftliches im Leben des Menschen Wolfgang Steinitz vermischt präsentiert wird. Die Herausgeber sehen in ihrem Buch «eine Fallstudie von besonderem Reiz zur Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts». Aber zeigt der Sammelband nicht eher Züge einer heute möglichen Form von nostalgischem Personenkult? Wenn wir die folgende Charakteristik ernst nehmen, die Steinitz' Zustand zur Zeit des Beginns der von Chruschtschow bewirkten Tauwetter-Periode (1956) schildert, dann hätte er sich eine solche Würdigung wohl nicht gewünscht: «Steinitz gehörte zu der Generation von Wissenschaftlern und Intellektuellen, die die Anziehungskraft und das Heilsversprechen der kommunistischen Bewegung erfahren und sich zu eigen gemacht hatten, und die dann auf unterschiedliche Weise die Aporie, die Konflikte und die Zerstörung dieser idealen Erwartungen erlebten» (Bierwisch, S. 262). *Rainer Alsheimer*

VON ALLTAGSWELT BIS ZWISCHENRAUM. Eine kleine kulturanthropologische Enzyklopädie. Hg. von Gisela Welz und Ramona Lenz. Münster: Lit Verlag 2005. 143 S. (Pocket / Lit, 6).

Angstlust und Doppelkopf, Identität und *serendipity principle*: In «Von Alltagswelt bis Zwischenraum» gibt es viele Begriffe, welche die Kulturanthropologin Ina Maria Greverus geprägt hat oder die mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit in Zusammenhang stehen. Kolleginnen und Kollegen, Schülerinnen und Schüler aus dem In- und Ausland wählten Begriffe aus, schrieben oder zeichneten dazu und überreichten ihr im Sommer 2004 ein Wörterbuch mit knapp fünfzig Einträgen.

Es ist kein Buch zu Ehren von Greverus, es ist auch keine Festschrift zu ihrem 75. Geburtstag. Die Fachkollegen veröffentlichen hier keine wissenschaftlichen Aufsätze. Mal persönlich, mal theoretisch, mal in Text, zweimal in Bild spiegelt das gedruckte Buch wider, wer mit Greverus in welchem Projekt zusammengearbeitet hat, wer mit ihr worüber diskutiert hat und diskutiert, wer mit ihr welches Interesse geteilt hat und teilt. Der Text zur Dialogischen Anthropologie gebe einen Einblick in die «Vision und das Lebensprojekt» (S. 18), schreibt *Gisela Welz*. Davon handelt das ganze Buch, das sie gemeinsam mit *Ramona Lenz* herausgegeben hat.

«A knock on the door. A big smile and a even bigger hat. It's Ina Maria.» So beginnt *Barbara Kirshenblatt-Gimblett* einen Beitrag zu *anthropology at home*. «Was sucht der Anthropologe in der Stadt? Sich selbst? Nein, die Collage!» fängt *Gisela Welz* eine Einführung in das Stichwort «die Stadt als Möglichkeitsort» an. Ein bis zwei Seiten lange Texte und zwei Zeichnungen zu 49 Begriffen, die in der internationalen Kulturanthropologie diskutiert werden, stehen in dem Lexikon. Für die, die tiefer in eine Theorie einsteigen möchten, hat jeder Artikel ein Literaturverzeichnis mit Verweisen.

Zu Identität schreibt *Hermann Bausinger*, zu Grenzgängern *Ulf Hannerz*, zu Sizilien berichtet *Filippo Amato*, ein ehemaliger Student, über gemeinsame Reiseerlebnisse. Die einzelnen Beiträge sind sprachlich unterschiedlich, teils auf englisch, überwiegend auf deutsch. Manche Texte beginnen

anekdotisch. *Ueli Gyr* erzählt vom gemeinsamen Besuch auf der Reeperbahn und führt den Text weiter zu Gedanken über Bedürfnisdiskussionen. Andere Autoren wählen einen rein sachlichen Ton.

Spannend ist es, im Inhaltsverzeichnis ein Wort herauszusuchen und dann nachzuschauen, wer dazu geschrieben hat. Das ist wie Rätselraten. Ah, der war mit in «Dubrovnik» oder der denkt weiter über den Begriff «Territorialität» nach. Denn im Inhaltsverzeichnis sind die Autoren der einzelnen Kapitel nicht genannt. Keine Titel, keine Kurzbiographie, keine Liste über Veröffentlichungen ordnet in wichtig und unwichtig. Die Leserin oder der Leser gerät allein über das Stichwort an einen Text.

Das Buch ist für alle, die schmökern wollen in kulturalanthropologischen Begrifflichkeiten, die etwas Kleines vom grossen Fach und von bekannten Wissenschaftlern lesen möchten. Sie bekommen eine Ahnung davon, womit sich die Kulturalanthropologie des 20. Jahrhunderts befasst hat. Und sie nähern sich dem Menschen und der Wissenschaftlerin Ina-Maria Greverus auf interessante Weise. Die von Hand geschriebenen Sätze in den Skizzen lassen sich schwer entziffern. Der Druck könnte besser, die Auflösung sollte höher sein. Diese kleine Enzyklopädie im Girtler-Format ist schön gebunden in einer Collage von satten Gelbtönen. Sie bietet viele Einstiege in aktuelle Themen des Faches.

Friederike Lang

SIGMAR BERRISCH: Adolf Strack. Ein Beitrag zur Volkskunde um 1900. Giessen: Universitätsbibliothek 2005. 184 S. (Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Giessen, 53).

Fachgeschichte reflexiv zu erarbeiten und parallel zur Erschliessung neuer Wissensbereiche weiterzuführen, ist unabdingbarer Bestandteil von Kulturwissenschaft. Nur so bleibt die gesellschaftliche Bedingtheit kulturwissenschaftlicher Wissensproduktion und, bisweilen, ihr Einfluss auf die untersuchten Lebenswelten greifbar. Gleichzeitig vermittelt manche Fachgeschichte auch Einblicke in die Lebenswelt von Kulturwissenschaftler/innen selbst – eine Welt, die gleich vielen andern Aspekten akademischer Kultur erstaunlich unerforscht geblieben ist (weshalb ihr heute auch mit ebenso erstaunlicher Unreflektiertheit Reformen aufgedrückt werden, die nur in ein – hoffentlich temporäres – Chaos münden können). Beides war Sigmar Berrisch ein Anliegen in dieser biographisch-wissenschaftsgeschichtlichen Magisterarbeit zu Adolf Strack (1860–1906). Durch sorgfältige Archivrecherche sollte hier ein Wissenschaftler, der im Fach fast nur noch als Kritiker von Eduard Hoffmann-Krayers «Volkskunde als Wissenschaft» in Erinnerung geblieben ist, in seinem zeithistorischen und institutionellen Kontext dargestellt werden. In neun Universitäts- und Stadtarchiven hat Berrisch Material zu Adolf Stracks Lebens- und Wirkungsgeschichte gefunden; nützlich und wichtig waren zudem auch die Archivalien der Hessischen Gesellschaft für Volkskunde. Ein ausführlicher Anhang bietet neben der Auflistung der Archivalien und der Bibliographie der beigezogenen Sekundärliteratur auch eine Liste seiner Lehrveranstaltungen sowie ein vollständiges Werkverzeichnis von Strack. Aus letzterem geht hervor, worauf die Arbeit selbst schwerpunktmässig hinzielt: Strack darf als wichtiger Mitarbeiter in der Institutionsbildung der Volkskunde der wilhelminischen Ära eingestuft werden. Er war 1901 Gründungsmitglied der Vereinigung für hessische Volkskunde (die aus dem Oberhessischen Geschichtsverein hervorging) und redigierte sowohl vorher wie auch nachher über Jahre volkskundliche Publikationsorgane in Hessen. Nicht nur eigene Artikel, sondern zahlreiche Buchbesprechungen sowie eine «Zeitschriftenschau» interpretiert Berrisch als Zeichen für Stracks Bemühung, der Volkskunde als interdisziplinär begründeter Wissenschaft ein solides, durchaus über Hessen hinaus orientiertes Publikationsorgan zu schaffen. Berrischs Interesse hier wie auch in der Konturierung von Stracks Arbeit für die Gründung des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde liegt im Nachvollzug der Ereignisse, der Planungsnetzwerke sowie der aus Reden, Vereinsprotokollen und Zeitungsnotizen erkennbaren Intentionen volkskundlicher Aufbauarbeiten jener Zeit.

Die Darstellung von Stracks wissenschaftlichen Beiträgen fällt knapper aus, und auch hier geht es Berrisch weniger darum, Stracks eigene Forschungsergebnisse hervorzuheben als vielmehr herauszuarbeiten, welche wissenschaftlichen Impulse Strack rezipierte und in seine vergleichende Volkskunde einzubringen versuchte. So betrachtete er Georg Simmels Soziologie als wesentlichen Impulsgeber, er bevorzugte die konservativ-kollektivistische Geschichtswissenschaft von Karl Lamprecht und orientierte sich an Wilhelm Wundts Völkerpsychologie. Inwiefern er dies auch in seine Lehre einbrachte, die in der Germanistikabteilung der Universität Giessen erst ab 1902 einige Lehrveranstaltungen im Bereich Volkskunde (v. a. Volkslied, wozu er auch viel publizierte) aufwies, ist nicht nachweisbar. Dass er aber die Volkskunde auch in der Pflicht sah, praktisch auf die Menschen einzuwirken und volkskundliches Wissen als Stütze für einen Nationalstaat einzusetzen, kann Berrisch aus diversen Materialien überzeugend belegen.

Zu erwähnen sind überdies Berrischs Anmerkungen zur vorgefundenen Archivsituation. Vieles an Archivbeständen der Universität Giessen wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört; nur wenig an Briefen konnte gefunden werden. Aber auch unsorgfältige Bindearbeiten und Numerierungen seitens verflüsselter Archivangestellten verhinderten teilweise die vollständige Einsicht des Materials. Dass Archive, genau wie Universitäten, über untersuchenswerte Kulturen verfügen, lässt sich vielleicht positiv als Forschungsmöglichkeit aus diesem Negativum hervorkehren. Das von Sigmar Berrisch angestrebte Ziel, durch ein dokumentarisches Vorgehen Facetten eines wissenschaftlichen und wissensorganisatorischen Lebens zu vermitteln, ist in anregender Weise gelungen.

Regina Bendix

URBAN STÄHELI: «Zu Hause, aber nicht daheim». Akkulturationsverläufe bei Immigranten aus Ungarn in der Schweiz. Zürich: Volkskundliches Seminar der Universität Zürich 2006. 301 S., Ill. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 15).

Flucht, Aufnahme und Integration der mehr als 12'000 ungarischen Flüchtlinge in der Schweiz ab November 1956 haben in den vergangenen fünfzig Jahren wiederholt Niederschlag in publizistischen und wissenschaftlichen Darstellungen gefunden. In der Art und im thematischen Fokus dieser Untersuchungen widerspiegeln sich bis zu einem gewissen Grad die Probleme, mit denen sich die ungarischen Immigranten und ihr schweizerisches Gegenüber zum jeweiligen Zeitpunkt gerade konfrontiert sahen. Stark vereinfacht lässt sich die Aufarbeitung der Ereignisse wie folgt periodisieren: In den späten 1950er und in den 1960er Jahren wurde die «Eingliederung» der ungarischen Flüchtlinge vor allem aus der praxisnahen Perspektive von Sozialarbeiterinnen untersucht, während in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre die psychomedizinischen Probleme der Ungarnflüchtlinge in den Vordergrund rückten. In den 1980er und 1990er Jahren folgten verschiedene persönlich gefärbte Erinnerungen und «Abrechnungen», in denen die Autorinnen und Autoren ihre zum Teil frustrierenden Erfahrungen, zum Beispiel bei ihrer Einbürgerung, verarbeiteten. In den letzten beiden Jahrzehnten, insbesondere seit Ablauf der Schutzfrist für zeithistorisches Archivmaterial, sind zudem immer mehr wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten entstanden, hauptsächlich in den Fächern Geschichte, Linguistik und Kulturwissenschaften. Und schliesslich erscheint aus Anlass des 50-Jahr-Jubiläums der Ereignisse von 1956/57 auch gegenwärtig eine Vielzahl von Veröffentlichungen.

Insofern ist dem Autor des hier anzuzeigenden Buches, Urban Stäheli, nur bedingt zuzustimmen, wenn er von einer «beträchtlichen Forschungslücke» spricht, in welche sich die von ihm vorgelegte Untersuchung schiebe (S. 15). Mit seiner bei Ueli Gyr eingereichten Dissertation liegt nun aber erstmals eine volkskundliche Studie vor, die den *gesamten* Zeitraum von der Ankunft der ungarischen Flüchtlinge bis in die Gegenwart hinein berücksichtigt. Im Zentrum steht dabei die Frage nach der «Akkulturation». Darunter versteht Stäheli in Anlehnung an John W. Berry den dynamischen Prozess des Zusammenspiels unterschiedlicher Akkulturationsstrategien; diese können – aus der Perspektive der nicht-dominanten Gruppe, in diesem Falle der Ungarinnen und Ungarn – auf Integration, Assimilation, Separation oder aber Marginalisierung abzielen und je nach Person, Lebensphase, sozialem Kontext oder konkreter Situation unterschiedlich sein. In Bezug auf die von ihm untersuchten Akkulturationsverläufe der in der Schweiz lebenden Ungarinnen und Ungarn kommt Stäheli zum – hier vorweggenommenen – Schluss, «dass die Befragten insgesamt im Kontakt mit ihren Landsleuten eine Separationsstrategie, im Kontakt mit Schweizern eine Assimilationsstrategie und hinsichtlich ihrer emotionalen Selbstverortung mehrheitlich eine Integrationsstrategie verfolgen» (S. 282). Ihre Akkulturation erweist sich damit gesamthaft gesehen als «beispielhaft».

Als empirische Grundlage dienen Stäheli 25 narrative und zugleich leitfadengeführte Interviews mit insgesamt 30 Ungarinnen und Ungarn, die vor ihrer Emigration mindestens zehn Jahre in Ungarn verbracht haben mussten, nun mehrheitlich seit fünf Jahrzehnten in der (deutschsprachigen) Schweiz leben und zum Zeitpunkt des Gesprächs zwischen 58 und 82 Jahre alt waren. Nach einer theoretischen Grundlegung und einem Überblick über die jüngere ungarische Geschichte breitet Stäheli sein empirisches Material in drei längeren Kapiteln über das «Fremdsein in der Schweiz» (Teil 3), das «Ungarische Leben in der Schweiz» (Teil 4) und «Die Bedeutung der ungarischen Sprache und das Verhältnis zum Herkunftsland» (Teil 5) aus; die dabei gewonnenen Erkenntnisse werden anschliessend in zwei Schlusskapiteln zusammengefasst und theoretisch reflektiert. Im Anhang folgen schliesslich der bei den Interviews verwendete Leitfaden sowie Kurzporträts der Interviewten.

Die 1956/57 aufgenommenen Ungarinnen und Ungarn haben mittlerweile fast ausnahmslos die schweizerische Staatsbürgerschaft erhalten. Nach damaligem Dafürhalten sind sie auch «innerlich

Schweizer geworden», denn die fast vollständige «Assimilierung» galt als Voraussetzung für den Erwerb des Schweizer Bürgerrechts. Obwohl die Ungarinnen und Ungarn bei ihrer Einreise dank einer antikommunistisch motivierten Sympathie- und Solidaritätswelle in asylrechtlicher und fremdenpolizeilicher Hinsicht bevorzugt behandelt und pauschal als Flüchtlinge anerkannt worden waren, konnten sie bei ihrer Einbürgerung ein bis zwei Jahrzehnte später nicht von einer ähnlichen Erleichterung profitieren. Stäheli illustriert die langwierigen und für die Betroffenen oft nervenaufreibenden Verfahren unter anderem mit dem eindrucklichen Beispiel eines Interviewten aus der Stadt Zürich, der über die aufgewendete Zeit und Finanzmittel akribisch Buch führte – Dauer: zwei Jahre und fünf Monate, Kosten: 8231 Franken (S. 102f.). Wie Stäheli aufzeigt, kam der Einbürgerung ganz generell eine ambivalente Bedeutung zu, entsprach sie doch einerseits der Forderung nach Anpassung und war andererseits (vor 1989) zugleich die Voraussetzung dafür, überhaupt nach Ungarn reisen zu können und so die Kontakte zu den dortigen Verwandten und Bekannten auch direkt vor Ort zu pflegen.

Unter den Bedingungen der Emigration bildete sich bei vielen Ungarinnen und Ungarn eine Art «Seelenverwandtschaft» heraus (S. 139), was ihr Engagement in ungarischen Vereinen verschiedenster Art und Ausrichtung zumindest teilweise erklärt; nicht zuletzt bieten ungarische Anlässe wie etwa ein Gottesdienst am 20. August (Tag des hl. Stephan, einer der ungarischen Nationalfeiertage) aber auch Gelegenheit, sich zu seiner ungarischen Herkunft, auf die offenbar alle Interviewten stolz sind, zu bekennen und sich ihrer zu vergewissern. Für das «Ungarisch-Sein» zentral ist natürlich die Sprache: Gemäss Stäheli stellen Familie, Freundeskreis und ungarischsprachige Kirchgemeinden eigentliche «Domänen der ungarischen Sprache» dar (S. 195ff.); anders als das Privat- ist das Berufsleben dagegen in der Regel deutschsprachig geprägt.

Stäheli lehnt ein primordialistisches Verständnis von Kultur, Ethnizität und Identität ab und sieht in ihnen vielmehr soziale Konstrukte. Als diesbezüglich vielsagendes Beispiel mag die Feststellung eines Interviewten gelten, der als Ungarischsprachiger, der nie in Ungarn gelebt hatte, 1968 aus der Tschechoslowakei in die Schweiz kam und rückblickend konstatiert: «Ich bin in der Schweiz Ungar geworden» (S. 252). Ein anderer Interviewter bezeichnet sich halb scherzhaft als «Innsbrucker», um damit anzudeuten, dass er sich als «Mischung» aus Ungar und Schweizer, mit einem leichten Übergewicht des schweizerischen Elementes, fühle. Genau an diesem Punkt setzt Stähelis Argumentation im zentralen sechsten Teil («Zwei Länder in einem Herz») seiner Arbeit an: Wie er überzeugend darlegt, sind die Selbstverortungen der in der Schweiz lebenden Ungarinnen und Ungarn nicht als «Entweder-oder-», sondern nur im Sinne einer «Sowohl-als-auch»-Identität zu verstehen (S. 246). Die von ihm beobachtete «Hybridisierung» fügt sich ziemlich nahtlos in den postmodernen Identitätsdiskurs ein.

Insgesamt handelt es sich bei Urban Stähelis Dissertation um eine solide, sorgfältig geschriebene und leicht lesbare volkskundliche Studie. Allerdings verharrt sie bisweilen zu stark an der Oberfläche, und ab und zu gleitet sie gar ins Banale ab. Eigentliche Fehler sind nur wenige auszumachen; zwei besonders störende seien hier aber dennoch genannt: Der Autor eines Tätigkeitsberichtes, auf den sich Stäheli wiederholt beruft, heisst richtig László Mraz (und nicht Mraz), und die Schilderung der ungarischen «Revolutionstage» (S. 58ff.) bleibt ohne Hinweis auf den weltpolitischen Kontext und die gleichzeitig stattfindende Suez-Krise unvollständig, ja verzerrt. Hinsichtlich des von Stäheli verwendeten theoretischen Rahmens stellt sich überdies die Frage, ob es sinnvoll ist, den leicht antiquiert wirkenden Begriff «Akkulturation» für etwas heranzuziehen, das in Alltagssprache und weiten Teilen der Wissenschaft als «Integration» bekannt ist; eine stärkere Hinwendung zu transnationalen Identitätskonzepten wäre hier vielleicht fruchtbar gewesen.

David Zimmer

MONIQUE SCHEER: Rosenkranz und Kriegsvisionen. Marienerscheinungskulte im 20. Jahrhundert. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2006. 457 S., Ill. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 101).

Ein zentrales Anliegen der umfangreichen, von Gottfried Korff betreuten Dissertation von Monique Scheer ist es, «die vorherrschende Interpretation von Marienerscheinungen als antimoderne Reflexe um ihre Funktion speziell in Kriegszeiten zu ergänzen» (S. 409). Das ist bescheiden ausgedrückt, in Wirklichkeit haben wir hier neben und nach der bekannten Arbeit des Historikers David Blackbourn zu Marpingen die erste ausführliche volkskundliche Untersuchung zu einem gar noch nicht so weit zurückliegenden, aber jüngeren Wissenschaftlern vermutlich sehr unzugänglichen Phänomen der populären Religiosität. Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile. Zunächst wird an den Fatima-Kult (Erscheinungen von 1917) und seine Hintergründe erinnert. Dieser später von Rom anerkannte Kult stand hinter den meisten späteren Erscheinungen, wie die Verfasserin anhand seiner Rezeption im Deutschland der Zwischen- und Nachkriegszeit zeigen kann. Die Kirche war dabei gespalten: Publizistische

Propaganda, Marienweihen, Pilgerreisen von Fatima-Statuen usw. und schliesslich die neuen Erscheinungen stiessen auf Kritik in der oberen Hierarchie, beim Pfarrklerus und bei akademischen Theologen. Die spannendste Lektüre bietet dann wohl das diesen Teil abschliessende Kapitel über verschiedene dem Muster von Fatima, aber auch von Lourdes folgende Marienerscheinungen in Deutschland zwischen 1946 und 1952, wobei die Verfasserin allerdings bei ihren Recherchen auf nicht wenige Hindernisse (Sperrfristen, Vorbehalte kirchlicher Kreise) stiess. Bisher hatte nur die bekannteste dieser dann schliesslich allesamt von der Amtskirche nicht anerkannten Erscheinungen, nämlich diejenige im fränkischen Heroldsbach, ein gewisses Interesse der Volkskundler gefunden; schon Rudolf Kriss war seinerzeit auf die Nachricht davon an den Schauplatz des Geschehens geeilt, um Feldforschungen vorzunehmen. Die Frage nach Wahrheit oder Schwindel klammert die Autorin zurecht aus; ihr Erkenntnisinteresse richtet sich auf die Funktion dieser Erscheinungen.

Diesen Problemen gilt der zweite Teil, wobei zunächst weit, bis zur Frühneuzeit, in die Geschichte zurückgegriffen wird, nämlich auf die Konstruktion der Immaculata in der mittelalterlichen Theologie und ihre späteren bildlichen Darstellungen, auf die Madonna als Schlachtensiegerin in den Kämpfen gegen die Türken, auf die Schlangenzertreterin Maria als Symbol des Sieges über das Böse. Religionshistorisch werden besonders der Rosenkranz als wichtigstes Gebet in diesem Umkreis, kunsthistorisch die Mariensäulen als monumentale Ausprägungen des Kults untersucht. Der Fundus dieser Vorstellungen konnte dann – das ist eine der wichtigen Aussagen des Buchs – in späteren Krisen- und Kriegszeiten problemlos reaktiviert werden. Der Marienkult der späten 1940er und beginnenden 1950er Jahre diente der Bewältigung der Kriegsfolgen (von einigen wenigen Befürwortern, etwa Konrad Algermissen, wurden die damals geführten «Sühnekreuzzüge» auch mit dem Holocaust in Verbindung gebracht), dann aber – und hier wäre der allgemeine Terminus des «Krieges» etwas zu präzisieren – vor allem aber als Kampfinstrument im «Kalten Krieg», als Waffe gegen den drohenden Bolschewismus. Und nicht zuletzt sollten die unter dem Zeichen Marias entflammten «Gebetsstürme» das Umschlagen des kalten in einen heissen atomaren Krieg verhindern helfen. Damit ist gleichzeitig gesagt, weshalb die Erscheinungswelle schliesslich Episode blieb: Die innerkirchliche Kritik im Vorfeld des Vatikanums II, die Enttäuschung über die angestrebte aber ausgebliebene religiöse Revitalisierung, die Verlockungen der aufbrechenden Wohlstandsgesellschaft und schliesslich die nach dem Tode Stalins sich anbahnende politische Entspannung entzogen ihr den Boden. Nur ausserhalb Deutschlands, in dem dafür noch empfänglicheren Italien oder in dem immer noch umstrittenen Medjugorje, gingen Marienerscheinungen weiter.

Das Werk von Scheer hätte auch eine Fachhistorikerin nicht wesentlich anders geschrieben, andere Parteien könnten von einer kritischen Theologie oder der Kunstgeschichte ausgehen. Der Reichtum der verschiedenen möglichen Annäherungen an das schwierige Thema macht für mich in der Tat einen der Vorzüge dieses Buches aus. Sicherlich kann das nicht immer mit der gleichen Kompetenz geschehen, doch sind dies unvermeidliche Grenzen eines interdisziplinären Zugangs. Auch die Literaturverarbeitung ist etwas unterschiedlich dicht; unverständlich ist mir, weshalb das bekannte Werk von Blackburn nicht in der deutschen Fassung (1997) benutzt wurde. Die durchgehend kritische Grundhaltung der Autorin schliesst nicht eine gewisse Anteilnahme aus, bewahrt aber vor allem vor einer bei diesem Thema gern auftretenden (und demzufolge von Theologen kritisierten) Sensationsmacherei. Trotz Restriktionen hat sie sehr viel Archivmaterial ausgewertet. Manche Illustrationen lassen unmittelbar das geheimnisvolle Geschehen nachempfinden. Der Katholizismus hat nach der Reformation mehrere «Revivals» erlebt, zunächst in der Gegenreformation, dann nach 1830/40 und zuletzt in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Letzterer wurde bisher kaum beachtet, das Werk von Scheer füllt hier eine offensichtliche Lücke.

Peter Hersche

SANDRA SCHERREIKS: «Endlich der Richtige!» Diskurse über Männlichkeit und ihre Spiegelung in Trivialromanen zwischen 1973 und 1996. Münster: Lit Verlag 2003. 143 S. (Wissenschaftliche Beiträge und Publikationen / Deutscher Akademikerinnenbund, 1).

«Spiegeln sich gesellschaftlich entwickelte Ideale und Vorstellungen von Männlichkeit in den trivialen Liebesromanen des Cora-Verlags wider?» So umreist Sandra Scherreiks die übergeordnete Fragestellung ihrer Untersuchung (S. 10), die im WS 1997/98 als volkskundliche Magisterarbeit in Kiel angenommen wurde und fünf Jahre später als Buch erschien. Um sich der Beantwortung dieser Frage zu nähern und zu einer begrifflichen Bestimmung der von ihr untersuchten Quellen zu gelangen, setzt sie sich im ersten Kapitel zunächst mit der seit den 1960er Jahren geführten Diskussion um den Begriff «Trivilliteratur» und die mit diesem Begriff verbundene Wertungsproblematik auseinander. Aus einem an den Lektürepraxen orientierten Begriffsverständnis leitet sie sodann (allerdings nicht wirklich überzeugend) die Gültigkeit des Begriffs für ihre eigene Arbeit ab.

Da es sich bei ihren Quellen um nach englischen und amerikanischen Vorlagen in Deutschland erschienene Liebesromane handelt, umreißt die Autorin kurz die Geschichte der englischen und amerikanischen *romances* und zeigt Parallelen zur Entwicklung der deutschen Frauenromane auf. Sie bestehen vor allem in der Entwicklung der Romaninhalte aus einem bürgerlichen Kontext heraus und im Grundschemata: «Zwei Partner (Mann und Frau) werden nach Überwindung von Widerständen gemeinsam glücklich» (P. Nusser 1981).

Die Problematisierung der Kategorie «Männlichkeit» eröffnet das zweite Kapitel, das sich auf die Bedeutung von Männlichkeit in der gesellschaftlichen Realität konzentriert. Es folgt ein Abriss der Herausbildung von Männlichkeitsvorstellungen seit dem 18. Jahrhundert, und schliesslich werden zur Bestimmung von Männerbildern im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts die Ergebnisse von fünf entsprechenden Umfragen referiert. Zusammenfassend hält die Autorin fest, dass das Männerbild am Ende des Jahrhunderts nicht mehr durch das Klischee des harten Mannes geprägt sei, sondern sich durch eine neue Vielfalt auszeichne. In den für ihre Untersuchung entscheidenden Punkten Beruf und Beziehung im Untersuchungszeitraum ihrer Arbeit (1973–1996) habe es sich wie folgt verändert: Der Beruf bedeute im Leben des Mannes nicht mehr ausschliesslich Pflichterfüllung zur Ernährung der Familie, sondern diene ebenso der Selbstverwirklichung. Am männlichen Überlegenheitsgefühl, das der Beruf vermittele, ändere die inzwischen akzeptierte Berufstätigkeit der Frau jedoch nichts. In partnerschaftlicher wie sexueller Hinsicht könne bei Beziehungen von Seiten der Männer von einer Emotionalisierung ausgegangen werden; nicht mehr die angeblich stärkere sexuelle Potenz und Trennung von Gefühl und sexueller Aktivität seien zentral, sondern die Betonung liege auf Verständnis und Gefühlswärme. Eine entscheidende Veränderung der Männerrolle sei jedoch von den in der Gesellschaft noch immer privilegierten Männern nicht zu erwarten.

Das zentrale dritte Kapitel widmet sich der vergleichenden qualitativen Analyse von Liebesromanen aus dem Cora-Verlag aus den Jahren 1973/74 und 1996. Die Autorin bedient sich dabei des von Peter Atteslander formulierten Verfahrens der «inferentiellen Inhaltsanalyse», ihre «deduktive Hypothese» lautet, «dass in den trivialen Liebesromanen der 70er Jahre ein traditionelles Männerbild dargestellt wird, da sich Änderungen auf Grundlage geschlechtspolitischer Forderungen zu dieser Zeit vermutlich noch nicht durchgesetzt hatten. Im Gegensatz dazu wird für die Liebesromane aus dem Jahr 1996 angenommen, dass aufgrund der fehlenden gesicherten neuen Männerrolle von einer Pluralität der Männerbilder auszugehen ist» (S. 39). Auf der Basis von 177 Liebesromanen bildet sie die Kategorien für die nähere Untersuchung: «Aussehen», «Charakter», «Verhalten gegenüber Frauen», «Sexualität», «Beruf», «Statussymbole». 55 deutschsprachige Romane und drei englische Vorlagen, unterschieden nach den beiden Untersuchungsphasen, werden nun nach diesen Kategorien ausgewertet, wobei der Fokus jeweils auf dem Helden liegt, gefolgt von einer zusammenfassenden Betrachtung «anderer Männertypen» (S. 92 u.ö.), z. B. des Antihelden. Die Darstellung der Ergebnisse ist anschaulich und durch die Verwendung von Zitaten aus den Quellen gut nachvollziehbar. Das Kapitel endet mit der Zusammenfassung der Ergebnisse des Vergleichs: Während die Tugendhaftigkeit des Helden der 1970er Jahre allein über sein Äusseres definiert werde, erscheine in den Romanen der 1990er Jahre ein ganzheitlicheres Männerbild. Gleichbleibend in den Romanen seien die Unfähigkeit des männlichen Helden, Gefühle zu formulieren und auszudrücken, seine Überlegenheit aufgrund seiner beruflichen Position und seine Dominanz in der Liebesbeziehung, in den 1990er Jahren erweitert um eine unabhängig von Heirat ausgelebte Sexualität. In der Regel werde auch in den Romanen der 1990er Jahre ein traditionelles Männerbild vertreten, was sich auch an den Ausnahmen zeige, denn die vom Single-Helden ausgeführten häuslichen Tätigkeiten würden sofort eingestellt, wenn die Heldin in sein Leben trete. Im Kontext der Liebesromane habe sich durch die auch nach der Heirat fortgeführte Berufstätigkeit der Heldin deren Rollenbild erweitert, nicht aber das des Helden.

Das den Band beschliessende vierte Kapitel führt die Aspekte der vorangegangenen Ausführungen zusammen und kommt noch einmal auf die Ausgangshypothese zurück, die die Autorin durch ihre Analyse bestätigt sieht. Gemäss der in den 1970er Jahren erst allmählich einsetzenden Entwicklung neuer Männerbilder und dem Fehlen sozial bestehender Vorlagen sei in den gesellschaftliche Wert- und Normvorstellungen reproduzierenden Romanen dieser Zeit eine entsprechende Ausdifferenzierung des männlichen Helden noch nicht möglich. Diese sei ab den späten 1970er Jahren dann zwar erfolgt, die «männliche Rolle wurde dabei jedoch weder real noch fiktiv ernsthaft angezweifelt» (S. 131).

Sandra Scherreiks hat auf der Basis ihrer Kategorien eine überzeugende Untersuchung vorgelegt. Zu fragen wäre, ob mit differenzierteren Kategorien andere Ergebnisse hätten formuliert werden können bzw. müssen. Etwas bedauerlich ist, dass die Autorin ihre im Bereich Hefroman etwas schmal geratene Basis der Sekundärliteratur für die Publikation nicht erweitert und nicht einmal aktualisiert hat.

Flüchtigkeitsfehler wie das Fehlen von in den Fussnoten angeführter Literatur (z. B. S. 31: Nusser 1981) im Literaturverzeichnis wären dadurch möglicherweise ebenfalls vermieden worden.

Ingrid Tomkowiak

IRIS MOCHAR-KIRCHNER: Das «echte deutsche Volkslied». Josef Pommer (1845–1918) – Politik und nationale Kultur. Frankfurt/M.: Peter Lang 2004. 408 S. (Musikkontext, 3).

Aus welchen Gründen auch immer wurde dem Buch ein Titel verpasst, der als *eye-catcher* für volkscundlich und musikethnologisch Interessierte gedacht sein mochte, der aber nur einen Teil der Publikation betrifft. Es geht indirekt um das Volkslied, wie man rasch feststellen wird, und nur ganz am Rand um eine der folgenreichen Debatten unserer Fachgeschichte. Zentral (und den grössten Teil der Arbeit ausmachend) ist, was der Untertitel ankündigt: die Biografie Josef Pommers als eine politische, der Versuch, ihn als Glied und Promotor der völkisch-alldeutschen, antisemitischen Bewegung in Österreich zu deuten und seinen Volksliedbegriff als Produkt dieser Haltung aufzuweisen. Das ist gerechtfertigt und wohl auch notwendig, um das Bild vom jodelnden Sängervater und vielgerühmten Begründer alpenländischer Volksmusikforschung endgültig zurechtzurücken und das Liedersingen, das er pflegte, als das sichtbar zu machen, was es für ihn in allererster Linie war: kein a priori, kein musikalischer Ausdruck unmittelbarer menschlicher Gefühle und fröhlicher Geselligkeit, sondern ein ideologisches Werkzeug. Die Autorin unternimmt diese schwierige und undankbare Aufgabe, die doch unseren Dank verdient, beherzt und mit grosser Geduld und Akribie. Sie sichtet einen Berg von Primärquellen, den Pommerschen Nachlass, Korrespondenzen, Vereinsakten, Presseartikel, und bezieht auch die bereits geleistete historische und volkscundliche Forschung ein.

Ausserhalb Österreichs wurde Pommer nie die Bedeutung zugemessen, die er innerhalb erlangte und behielt, er galt auch nicht eigentlich als Wissenschaftler, und entsprechend sind seine Biographie und seine politischen Verwicklungen weithin unbekannt. Das macht die Lektüre schwierig. Dies liegt aber ebenso an der Person P. selbst, einem autoritären, fanatischen, dabei äusserst wendigen Charakter, der in sich voller Widersprüche gewesen sein muss. Von heute aus gesehen steht sein politisches Denken und Arbeiten klar auf der Linie, die in die Verbrechen der NS-Zeit führte. Diese Linie war bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts jedoch weder offiziell noch unbestritten, vielmehr die Doktrin einiger vergleichsweise kleiner, stark ineinander verflochtener extremistischer Gruppierungen, die eifrig publizistisch tätig waren, immer wieder verboten wurden und sich immer neu konstituierten, und Pommer selbst war ein Aussenseiter, obwohl zunehmend anerkannt (nicht in seinem Beruf als Lehrer, nicht in seinen politischen Ämtern, sondern als Experte für Volksgesang). Dies zeichnet der erste, umfangreiche Teil von Frau Mochar-Kirchners Arbeit nach. Der zweite widmet sich Pommers Umgang mit «dem» Volkslied und seinen national-erzieherischen Werten, dem Sammeln und dem Pflegen, insbesondere durch die Gründung des Wiener Gesangsvereins für das deutsche Volkslied. Dabei geht die Autorin auch auf ähnlich ausgerichtete Bemühungen lebensreformerischer Art (Wandervogel, Heimatschutz) vergleichend ein. Von besonderem Interesse sind Vorgeschichte und Geschichte des patriotischen, 1904 begonnenen Grossunternehmens «Das Volkslied in Österreich», das eine Art musikalisches Gegenstück zum sog. Kronprinzenwerk bilden sollte, deshalb auch alle Länder der Monarchie zur Mitarbeit aufrief. Pommer war daran beteiligt, aber offenbar nicht so prominent, wie es später den Anschein hatte. Die Arbeit kam durch den Ersten Weltkrieg zunächst zum Erliegen, wurde aber später wieder aufgenommen.

Pommer selbst sah durch die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg alle seine Werte und Ziele durch den Feind zerstört (angezweifelt hatte er sie offenbar nie) und nahm sich das Leben. Zum politischen Unschuldengel macht ihn das nicht, und die Tatsache, dass er ein Vorläufer war und nicht zum Haupttäter wurde, rechtfertigt es nicht, seine Volksliedarbeit als etwas Zeitloses und in sich Gutes zu tradieren. Wer daran weiter arbeiten will, muss das Fundament kennen und darf sich nicht naiv auf Tradition berufen. Die Autorin hat hier vor allem das gewaltige Unternehmen «Corpus Musicae Popularis Austriacae» im Visier, das 1993 mit Unterstützung des Österreichischen Bildungsministeriums vom Österreichischen Volksliedwerk begonnen wurde und von dem mittlerweile mehrere Bände vorliegen. Sie bemerkt dazu kritisch: «Das von Pommer in völkischem Sinne verfochtene kulturpolitische Ziel, mit der Pflege des deutschen Volksliedes eine gesamtdeutsche, organisch, kulturell und landschaftlich bedingte «Volksgemeinschaft» heranzuziehen und ethisch und ethnisch zu «läutern», hat, ohne dass eine geschichtsbezogene Reflexion stattgefunden hätte, eine staatliche Metamorphose vom Grossdeutschen Reich zum wertvollen Österreich der ethnischen Vielfalt durchschritten» (S. 370f.). Das betonte und in der Arbeit eingelöste Interesse der heute Verantwortlichen an den Zeugnissen der ethnisch-sprachlichen Minderheiten ist aber ohne Zweifel Ausdruck eines bewussten Entscheids gegen

Jahrzehnte der Diskriminierung und Unterdrückung. Dass wiederum das – in der Terminologie Walter Heimanns – ontologisch-normative Volksliedverständnis Pommers auch in neueren österreichischen Publikationen noch herumgeistert, lässt sich in der Tat konstatieren. (In einem Atemzug mit Walter Wiora sollte es trotzdem nicht genannt werden, s. S. 253).

Man fragt sich, ob das Pommersche Erbe in dieser Beziehung nicht eine Eigendynamik entwickelt hat, die rational zwar schwer erklärbar scheint, die aber sicher nicht einfach als Nachleben völkischen Gedankenguts deklariert werden kann. Was für Pommer der Inbegriff des Echten, Deutschen, Gemüthhaften und Heimatlichen war, waren die Klänge seiner steirischen Jugend, das «Alpenländische». Ironie des Schicksals, dass die für ihn unerträgliche Niederlage von 1918 Österreich bis auf die Alpenzone amputierte und ein neues ästhetisches Identitätsrepertoire nötig machte, in dem das, was er für das Echteste, Deutsche hielt – der alpenländische, im 19. Jahrhundert entstandene Musikstil – wichtiger Bestandteil ist. Gerade hier zeigt sich aber auch besonders deutlich einer der Brüche in Pommers Denken und sein Mangel an wissenschaftlicher Rationalität. Dass der Anhänger Bismarcks und Preussens (nach einer ersten Phase der Begeisterung für die Kommers-Lieder deutscher Burschenschaften) sein Ideal in Sennerinnenliedern und Alpjuhzern verwirklicht fand und die Holzknechte, wenn sie sangen, für deutscher hielt als den Norddeutschen John Meier (und den urbanen Hoffmann-Krayer aus der «Alpenrepublik» Schweiz), weist auf unkontrollierte Ressentiments hin, die er nachträglich dogmatisierte. Ebenso auffällig ist seine anfängliche Bewunderung für den Nationalstolz der slowenischen Minderheit in seiner Herkunftsregion, die später in kämpferischen Hass und Verachtung für alles «Nicht-deutsche» umschlug. Das erklärt wenig und entschuldigt nicht.

1906 wurde in Basel durch die genannten Meier und Hoffmann-Krayer das Schweizerische Volksliedarchiv gegründet. Auch sein Ziel war ein kulturpolitisches und nationales, allerdings im Dienst der Wissenschaft, nicht der moralisch-politischen Volksindoktrination. Würde das 100-jährige Bestehen gefeiert, müsste an das ältere und ambitiösere österreichische Projekt und an Josef Pommer, die ohne Zweifel stimulierend wirkten, erinnert werden. Auch wenn das SVA als Institution eingeschlafen und beinahe vergessen ist, mag die Lektüre des Buchs von Iris Mochar-Kirchner eine richtige, allerdings keine fröhliche Form der Begehung und Besinnung darstellen. Es könnte auch Anlass sein, kritisch, aber ideenreich nach vorne zu denken. Vor allem den österreichischen Kollegen und Kolleginnen wünsche ich in diesem Sinn und dankbar für die Arbeit ihrer Kollegin Mut und Freude.

Christine Burckhardt-Seebass

KERSTIN EHLERT: Dreissig – ledig – lustig ? Moderne Bräuche am 30. Geburtstag. Göttingen: Schmerser 2005. 162 S., Ill. (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 20).

CHRISTIAN MARCHETTI: Dreissig werden. Ethnographische Erkundungen an einer Altersschwelle. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2005. 102 S., Ill. (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 28).

Offensichtlich hält hier ein neues Thema Einzug in den «Kanon». 1998 hatte Michael Simon seine Antrittsvorlesung gehalten über das Treppenfegen am dreissigsten Geburtstag (abgedruckt im Jahrbuch für Volkskunde 21/1998). Er diskutierte dieses zunächst im Kontext klassischer Brauchforschung als ambivalenten Rügebrauch für Junggesellen, mit deutlich sexueller Konnotation und einem kleinbürgerlichen Milieu zugeordnet. Weitere Funktionen sind Simon zufolge: Der Brauch ist ein Übergangsritual, er ist Bestandteil einer persiflierenden Singlekultur und ein regionales Kulturmuster, beschränkt auf eine norddeutsche Zone und kaum mehr als 50 Jahre alt. Kerstin Ehlert widmet sich in einer, wie sie es nennt, analytischen Momentaufnahme demselben Phänomen. Es scheint sich mittlerweile geografisch nicht entscheidend weiter verbreitet zu haben. (Die Autorin stellt ihm allerdings eine günstige Prognose!) Aber Frau Ehlert vermag anhand reichlicher Materialien aus Zeitungen und Interviews und aus eigenen Beobachtungen im Raum Celle eine Bedeutungs differenzierung und -verschiebung aufzuzeigen. Beim in Frage stehenden Zeremoniell werden Männer und Frauen, die als Unverheiratete ihren dreissigsten Geburtstag begehen, von Familienangehörigen und Freunden dazu genötigt, öffentlich und vor Publikum die Rathaustrampe oder einen ähnlich exponierten Ort zu putzen resp. (für Frauen) die klebrig verschmierte Klinke der Kirchentüre oder die ganze Türe zu reinigen. Erlöst werden von ihrer sisyphusartigen Aufgabe können sie erst durch den Kuss einer Jungfrau resp. eines Mannes. Das Schema erlaubt vielfache individuelle Ausgestaltung, von speziell erzeugtem Abfall über manipuliertes Putzgerät bis zu hindernder «Arbeitskleidung». Komische Auf- und Umzüge gehören dazu, vor allem aber die öffentliche Ankündigung in der lokalen Presse in witzig gemeinter, recht unzimpherlicher Art. Dem Brauch eignet Prüfungscharakter: Es braucht Mut, Geschicklichkeit, schauspielerisches Talent – und Humor. Sorgfältig und systematisch entwickelt die Autorin ihre Be-

deutungsanalyse, weist zunächst auf Ähnliches für andere Geburtstage und auf erhellende Redensarten hin, erörtert das gewandelte Verständnis von Ehe und Partnerschaft und geht dann auf Normen und Funktionen ein. Dabei stellt sie fest, dass das Ledigsein der Dreissigjährigen mehr Vorwand als Anlass für den Brauch ist, dass es sich also nicht um eine Junggesellenrüge handelt, da alle von ihr Befragten in festen, eheähnlichen Beziehungen leben. Wichtig ist vielmehr die erfolgreiche, für das Publikum unterhaltsame Selbstdarstellung, die gleichzeitig der Festigung der Partnerschaft und der sozialen Integration in die veranstaltende Gruppe dient. Schliesslich scheint der Glaube, damit einem uralten Brauch Genüge zu tun, sich also in die Tradition einzuordnen, in vager Weise auch Sinn und Ordnung für das eigene Leben zu stiften.

Christian Marchetti, von dem bereits ein hübscher Aufsatz über die Geburtstagsfeiern älterer Menschen vorliegt (unter seinem damaligen Namen Häusser im Projektband «Grauzone», Tübingen 2002), konzentriert sich auf die privaten Geburtstagsfeste dreissig werdender Männer, mit der Frage, ob, inwieweit und mit welcher Bedeutung diese als Übergangsrituale ins endgültige Erwachsensein verstanden werden sollen – ein Aspekt, der auch im Buch von Kerstin Ehlert angesprochen, aber im öffentlichen Brauch nicht direkt artikuliert wird. (Aber auch die Leute von Celle kennen ihren van Gennepe). Marchetti arbeitet, theoretisch versiert, anhand dreier Fallbeispiele (ergänzt und untermauert durch Interviewaussagen und eine Fragebogenerhebung) die Spezifik dieser Feiern heraus. Sie sind immer eigene Inszenierungen, sie wurzeln nicht im Religiösen, vielmehr sollen sie sowohl Identität wie die Verankerung in der für das Individuum aktuell bedeutsamen sozialen «Landschaft» sichern. Sie sind also persönliche Sinnstiftungen, auf keine übergreifende Ordnung bezogen, und sie markieren eine Schwelle, die doch keine ist. Der Autor nennt dies treffend ein strategisches Ritual – des Einzelnen, nicht der Gesellschaft – in einer Zeit, in der auch die Biografie a priori ungesichert und selbst zu gestalten ist. Immerhin sind diese Rituale – und hier treffen und ergänzen sich die beiden Untersuchungen – nicht abgeschirmt-privater Natur, sondern als Dialog mit einer Bezugsgruppe angelegt, die sie erwartet, versteht und mitträgt.

Die Ergebnisse mögen nicht unbedingt überraschen, zumal das Beachten des Geburtstags ein recht junges Phänomen ist, für das es (im Unterschied zur früher viel wichtigeren Taufe) bislang kein gesellschaftlich sanktioniertes, religiös fundiertes Ritual gibt. Neu ist, dass am Ende des dritten Lebensjahrzehnts eine Markierung des jeweiligen Standorts für viele sich aufzudrängen scheint, weniger als Bilanzierung oder als dankbare Feier des Erreichten (ein solches Motiv klingt bemerkenswerterweise nirgends an), vielmehr als Selbstvergewisserung und Selbstdarstellung. Symbolisch soll damit offenbar zum Ausdruck gebracht werden, dass man das nun kann und darf, dass mithin die Phase der Adoleszenz als Zeit der Verselbständigung definitiv abgeschlossen ist. Die Konfirmation (oder Entsprechendes) war noch fremd-organisiert und «erlitten» worden, die Geburtstage jenseits der 50-Jahrgrenze können dann wieder Züge des «Veraltetwerdens» annehmen. Beim «Dreissigsten» ist man vielleicht nicht ledig, vielleicht nur bedingt lustig, aber in gewissem Sinn frei. Hier scheint sich eine neue Periodisierung des Lebenslaufs abzuzeichnen, von den beiden Autoren kaum bemerkt, aber es ist ihnen zu danken, dass sie unsere Aufmerksamkeit geschärft und unsere Kenntnisse bereichert haben.

Christine Burckhardt-Seebass

CLAUDIA SELHEIM: Die Entdeckung der Tracht um 1900. Die Sammlung Oskar Kling zur ländlichen Kleidung im Germanischen Nationalmuseum. Bestandskatalog. Nürnberg: Verlag des Germanischen Nationalmuseums 2005. 454 S., III.

Das Buch ist zunächst ein Abgesang. 1995 wurde beschlossen, die berühmte, rund hundertjährige Trachtensammlung, Keimzelle der volkskundlichen Abteilung des GNM und Kernstück auch ihrer Präsentationen, aufzulösen und in die Textilabteilung zu integrieren. Man folgte damit dem gewandelten wissenschaftlichen und museologischen Verständnis. Viel von dem (durch den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen bereits stark dezimierten) Bestand verschwand dadurch in den Depots, das ursprüngliche Ganze sollte aber in der Erinnerung wach gehalten werden. An Claudia Selheim erging der Auftrag, eine umfassende Dokumentation zu erstellen. Gleichzeitig fand die konservatorische Objektsicherung und Restaurierung statt, was die Arbeit beider Seiten erleichterte und befruchtete. Abschied und Nachruf wurden so zum zukunftsweisenden Forschungsunternehmen. Ergebnisse gingen bereits ein in die Neuaufstellung der Abteilung unter Leitung von Jutta Zander-Seidel (vgl. dies.: Kleiderwechsel, Nürnberg 2002; Rez. in SAVk 100/2004). Nun ist es gelungen, das ganze, überaus reichhaltige und anregende Werk zum Druck zu bringen, wofür dem Museum grosser Dank gebührt.

Dem eigentlichen dreiteiligen Bestandskatalog geht eine Geschichte der Trachtensammlung voraus. Deren ausserordentliche Bedeutung liegt darin, dass von dem Sammler Oskar Kling (1851–1926, also

Zeitgenosse der Schweizer Forscherin Julie Heierli) zwischen 1892 und 1905 erstmals eine Objektkollektion zusammengetragen wurde, die als systematische Übersicht über die ländliche Kleidung im deutschen Sprachgebiet angelegt war. Kling erwarb und nutzte dazu, wie die Autorin umsichtig herausarbeitet, durchaus kritisch alle nur möglichen älteren und neueren Bildquellen und die bereits verfügbare Literatur, reiste selbst zu Festzügen und Trachtenveranstaltungen (möglicherweise 1898 auch nach Zürich an den Trachtenumzug zur Eröffnung des Landesmuseums) sowie in die als «Trachtengebiete» bekannten Regionen und Dörfer. Zudem knüpfte er ein Netz von Händlern und Sammlern. Ziel war nicht eine historische Dokumentation (wiewohl er Älteres und Neueres sehr wohl unterschied und auch die Bedeutung von Industrieerzeugnissen erkannte), sondern eine vergleichende typologische Ordnung nach ästhetischen Gesichtspunkten. Er komponierte, gründend auf dem Wissen seiner Zeit, Stereotype und bestätigte und vertiefte diese zugleich, und er inszenierte in seiner Schau «Volkslebensbilder», wie sie schon die Weltausstellungen vorgeführt hatten, wie sie jedoch in deutschen Museen noch neu waren. So entstand ein «hochbedeutsames ethnographisches Tableau» (nach den Worten Wolfgang Brückners in der Einleitung S. 13) mit patriotisch-ideologischer Wirkung: «Mit dem Trachtensaal des GNM war dem als verehrungswürdig dargestellten Bauerntum, das als Ernährer des Volkes und damit als Fundament des Staates galt, in seiner «stammesmässigen Ausprägung» ein Denkmal gesetzt worden» (S. 33). «Volkstrachten» in ihren vermeintlich statischen regionalen Formen vermochten die Nation zu symbolisieren und fanden so Eingang ins allgemeine Bildungsgut. Damit gingen Kling und das GNM einen wichtigen Schritt über die Trachtenbemühungen aus feudalem Interesse oder diejenigen der Trachtenerhaltungsvereine der Zeit hinaus. Die Untersuchung zeigt ausserdem einmal mehr, welch bedeutende, ja entscheidende Rolle den Sammlern bei der Genese des volkskundlichen «Kanons» zukam, Liebhabern ohne enge Beziehung zu der sich gleichzeitig entwickelnden Wissenschaft (Kling war promovierter Zoologe), mit selbsterworbenem «handgreiflichem» Expertenwissen.

Kling beschaffte nicht nur die Objekte (die er alle aus seinem Vermögen bezahlte), sondern kümmerte sich auch um die technische Seite der Präsentation: Er forderte staubsichere Vitrinen und abgedunkelte Räume, er liess selbst die nötigen Figurinen, Köpfe und Gestelle anfertigen, die er dann, unterstützt von einem Schwäbmer Dorfschneider, in seinem Haus in Frankfurt bekleidete und beschriftete, nachdem er die Textilien eigenhändig «vergiftet» hatte zum Schutz vor Insektenbefall. Die realistische Gestaltung der Köpfe und die Komposition zu Gruppen trugen das Ihre zur Stereotypisierung und zur Identifikation mit dem Dargestellten bei.

Die Ausstellung wurde 1905 eröffnet. Wie Claudia Selheim nachweist, stagnierte das öffentliche Interesse allerdings bald, und auch wissenschaftlich zeitigte die Sammlung kaum Folgen. Erster bezahlter Konservator war von 1929 an Rudolf Helm, der einen Katalog der Männertrachten verfasste, das Museum jedoch nach wenigen Jahren wieder verliess. Die nationalsozialistische Politik, auf der Suche nach «neuen Germanen», zeigte für historische Kleider kein Engagement. Eine Aufstellung nach wissenschaftlichen Grundsätzen und thematischen Gesichtspunkten nahm nach seinem Amtsantritt 1969 Bernhard Deneke mit den nach dem Krieg auf ein Drittel geschrumpften Beständen vor. Von ihm gingen bekanntlich ganz neue, wichtige Impulse auf die Kleidungsforschung im weiteren Sinn aus.

Der Frage der Figurinen sowie den restauratorischen Problemen sind eigene Kapitel gewidmet (letzteres von *Klaudia Pontz*), die nicht nur für Fachleute der Museologie spannend zu lesen sind.

Im eigentlichen Bestandskatalog bringt der letzte Teil eine Rekonstruktion der Klingschen Sammlung. Die beiden anderen Teile widmen sich in erwünschter Ausführlichkeit den erhaltenen Ensembles. Im ersten wird zu jedem Einzelnen von ihnen nach den Anregungen und Kriterien für seine Auswahl, nach Umständen des Erwerbs und nach dem Preis (der vielfach denjenigen von mittelalterlichen Kunstobjekten erreichte), nach vorhandenem Wissen und seitherigen Forschungsergebnissen gefragt. Der zweite Teil enthält die minutiös erhobenen Details zu Material, Schnitt, Technik(en) und Datierung jedes einzelnen Stücks. So unscheinbar diese zahllosen Einzelheiten anmuten mögen, so spannend und erhellend können sie im Einzelfall und im Vergleich mit anderen Objekten werden. Einige schweizerische Beispiele (erhalten sind 8 von ursprünglich 21 Ensembles in der Sammlung): Das einfache einteilige Frauenkleid aus Saas-Grund (Kat. 83) aus naturbraunem, selbsterzeugtem grobem Wollstoff ist mit der Maschine genäht worden, also später zu datieren (ca. 1880), als der Stil zunächst vermuten lässt; die dazugehörigen beschlagenen Lederschuhe sind handerzeugt. Bei den beiden Frauentrachten aus Deutsch-Freiburg (Kat. 84 und 85) sind alle Teile, auch die kompliziert geschnittenen Jacken, handgenäht (um 1830); nicht so die Seidenschürzen, die wohl fertig gekauft wurden und damit jünger sind. Falls sie original dazu gehörten, dienten sie vielleicht dazu, ein noch solides resp. besonders ehrwürdiges altes Kleid modisch aufzuputzen. Zur Lötschentaler Frauentracht von etwa 1800 (Kat. 89) gehören zierliche Schuhe mit Absätzen, handgefertigt aus bunt gemusterter Seide und crèmefarbenem Leder. Wie ging es sich damit wohl auf den Dorfwegen? Für die Lokalforschung mag solches interessante Hin-

weise auf Handwerk und Handel, Fortschritt und Retardierung geben, die wiederum für übergreifende Zusammenhänge bedeutsam sein können.

Das Werk von Claudia Selheim verbindet in ausgezeichneter Weise zeit-, personen- und wissensgeschichtliche Kenntnisse mit der intimen Vertrautheit mit einer grossen und vielseitigen Objektsammlung. Damit – und das haben in regionalem Rahmen auch die Studien von Thomas Antonietti gezeigt – kann nach Meinung der Rezensentin die «Trachten»-Forschung momentan die interessantesten neuen Ergebnisse hervorbringen.

Christine Burckhardt-Seebass

GUDRUN M. KÖNIG (Hg.): Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2005. 168 S., Ill. (Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche, 1).

Das schmale, mit viel Gewinn zu lesende Bändchen vereinigt die Vorträge der Tagung, die das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen im Oktober 2002 zu Gottfried Korffs 60. Geburtstag durchführte.¹ Mit dem Symposium initiierte das Institut gleichzeitig die «Tübinger kulturwissenschaftlichen Gespräche» mit der Zielsetzung, relevante Themen der empirischen Kulturwissenschaft interdisziplinär zu diskutieren.

Einführend referiert Herausgeberin *Gudrun M. König* über die interdisziplinäre Analyse materieller Kultur und thematisiert gleichzeitig – historisch zurückgreifend – die «Zeigequalität» der Dinge. Dabei konstatiert sie eine fachübergreifende Ausweitung des wissenschaftlichen Interesses «von den Dingen zu ihren Repräsentationen». Ausgehend von Otto Lauffers Merkformel zum Quellenwert der Dinge – «Sie zeigen nur. Im übrigen sind sie stumm.» – formuliert König ein Plädoyer für plurale Konzeptionen: Gerade weil Dinge nicht aktiv sprechen können, sind sie vielsagend und bedürfen der interdisziplinären Analyse – eine Aussage, die in den einzelnen Beiträgen der Publikation exemplarisch belegt wird.

Die an der Wirtschaftsuniversität Wien lehrende Soziologin *Elfie Miklautz* baut ihre Überlegungen auf dem Gedanken auf, dass durch menschliche Arbeit produzierte Gegenstände insbesondere im Akt des Konsums «Elemente eines symbolisch vermittelten Sinnsystems sind und damit auch Teil der interpretativen Ordnung der Gesellschaft». Indem sie Emile Durkheims Thesen zum Totemismus auf die moderne Konsumwelt überträgt, gelangt Miklautz zu aufschlussreichen Einsichten über die gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung der Dinge. Gerade die symbolische Nutzung der Produkte verweist auf deren Modellcharakter für gesellschaftliche Ordnungen und Kategorisierungen. Über das Geld, diesen universell anerkannten Hauptgott, stellt Miklautz den Bezug zu Georg Simmel her und zu dessen Theorie vom Geld als gesamtgesellschaftlichem Symbol. Wenn allerdings als letztes Totem nur mehr das Geld bliebe, wie dies die Simmelsche Entfremdungstheorie meint, verlöre die Welt der Dinge ihren symbolischen Bedeutungsgehalt. Hier tritt Miklautz Simmel mit ihrer These der neu gewonnenen Wahlmöglichkeiten entgegen. Das heute mögliche Experimentieren mit Lebensstilen und deren Attributen vergrössert nach ihr gleichzeitig die Chancen des Individuums, sich aktiv an der Bedeutungsgenerierung zu beteiligen.

Auch der Ethnologe *Hans-Peter Hahn* (Universität Bayreuth) setzt für das Verständnis der Dinge auf ein kommunikatives Modell. Dabei bezieht er sich insbesondere auf die Arbeiten von Daniel Miller («Material Culture and Mass Consumption»), dessen Forschungsinteresse primär der identitären Funktion des Güterkonsums gilt. Sich auf eigene Untersuchungen in der westafrikanischen Savanne stützend, wo er eine Anzahl von ländlichen Haushalten mit rund 10000 Objekten systematisch erfasst hat, streicht Hahn die Vorzüge eines holistischen Ansatzes hervor: Erst das Sachuniversum (Tamás Hofer, Edit Fél) macht es möglich, den Dingen ihren genauen Platz zuzuweisen. Das heisst, der Sinn der bedeutungsvollen Dinge erschliesst sich erst im Zusammenhang aller Dinge, der genutzten wie der ungenutzten, der symbolisch aufgeladenen wie der vernachlässigten.

Den Standpunkt der Geschichtswissenschaft bringt *Dirk van Laak* (Universität Jena) ein. Nach ihm hatten die Dinge des Alltags im klassisch-modernen Geschichtsverständnis keine Bedeutung. Erst mit der Hinwendung zur Alltagsgeschichte gerieten allmählich auch jene Vorgänge, die sich zwischen den Akteuren abspielten, ins Blickfeld der Historiker. Diese Anthropologisierung der Geschichtswissenschaft lenkte deren Interesse quasi automatisch auch auf die materiellen Dimensionen des Lebens. Nun wurde offensichtlich, dass Dinge – als «Geschichtszeichen» – weit mehr das individuelle und

¹ Ebenfalls zum 60. Geburtstag Gottfried Korffs erschien eine Textsammlung mit Aufsätzen des Jubilars aus den Jahren 1980–2000; Gottfried Korff: Museumsdinge. Deponieren – Exponieren, hg. von Martina Eberspächter, Gudrun M. König, Bernhard Tschöfen, Köln 2002.

kollektive Gedächtnis prägen als die abstrakten Daten der Weltgeschichte. Als noch heute vernachlässigtes Feld der Sachkulturforschung macht van Laak insbesondere den Bereich der Infrastrukturen fest. Deren Nichtbeachtung durch die Sachkulturforschung ist für ihn umso problematischer, als gerade die Infrastrukturen zu jenen Dingen gehören, die in der jüngeren Vergangenheit wohl am tiefgreifendsten ins Alltagsleben eingegriffen und zu nachhaltigen gesellschaftlichen Normierungen und Abhängigkeiten geführt haben. Mit Nachdruck regt deshalb van Laak die historische Erforschung technischer Erschliessungen an, «denn in Infrastrukturen bilden sich gesellschaftliche Gedächtnisstrukturen ab».

Martin Scharfe (Universität Marburg) stellt in seinem Beitrag «Signatur der Dinge» zuerst einmal klar, dass alle Kultur materiell ist. In einem weiten geistesgeschichtlichen Exkurs arbeitet er sodann die Korrespondenz zwischen menschlichem Körper und Dingwelt heraus, um abschliessend dafür zu plädieren, am Primat des Dinglichen festzuhalten. Denn, so Scharfe, wenn es auch der Mensch ist, der die Dinge herstellt und mit Bedeutung versieht, hat doch jedes Ding einen Mund, mit dem es seine Absichten kundtut.

Aus einer museologischen Perspektive geht der französische Volkskundler *Denis Chevallier* die Frage der institutionellen Aufbewahrung des dingkulturellen Erbes an. Wie kann das Museum seinen Auftrag noch erfüllen, wenn grundsätzlich jedes Objekt als sammlungswürdig gilt? Für Chevallier wird ein Gegenstand erst dann zum Bestandteil des Kulturerbes, wenn es gelingt, dessen Beziehung zu seinem sozialen Umfeld aufrecht zu erhalten. Eine im Grundsatz überzeugende Auswahlstrategie. Bei der konkreten Ausformulierung seines Ansatzes entpuppt sich Chevallier indessen als etwas weltfremder Revitalisierungsanhänger; schlägt er doch als Alternative zum klassischen musealen Dokumentieren ein «lebendiges Bewahren» vor: Einheimische, die nach traditioneller Methode Apfelwein produzieren, Olivenöl pressen, Seidenraupen züchten ... Offen bleibt, ob sie dies in historischen Trachten oder im Overall mit Sponsorenlogo tun sollen!

Näher an der (musealen) Realität bewegt sich *Uwe Meiners* (Museumsdorf Cloppenburg). Der zunehmenden Trivialisierung des kulturhistorischen Museumsspektrums tritt er mit ebenso klaren wie umsetzbaren Forderungen entgegen. So schlägt er institutionell verschränkte Forschungs- und Ausstellungsprojekte vor; oder eine Dingpräsentation, bei der das unscheinbare Alltagsobjekt ins Zentrum gerückt wird. Doch alles fängt beim Sammeln an. Hier wünscht sich Meiners mehr Reflexion, etwa durch das Erstellen von Kriterienkatalogen, die regionale und soziale, alters- und geschlechtsspezifische Faktoren berücksichtigen.

In einem zusammenfassenden Ausblick geht *Andrea Hauser* (Universität Halle-Wittenberg) noch einmal auf einzelne Aspekte der Tagung ein. Wenn auch die einzelnen Fachtraditionen verschiedene Vorstellungen dessen hervorgebracht haben, was als materielle Kultur verstanden wird, sieht Hauser durchaus Gemeinsamkeiten in der Analyse materieller Kultur. Ein gemeinsames Forschungsinteresse macht sie insbesondere an jenem «Überschuss» fest, der den Dingen eignet und der erst die Erforschung der Mensch-Ding-Beziehung möglich macht.

Doch erteilen wir zum Schluss noch dem Meister selbst das Wort. In seinen «Sieben Fragen zu den Alltagsdingen» unterzieht *Gottfried Korff* die Relevanz der Sachkulturforschung einer kritischen Prüfung. Braucht es die Sachkulturforschung als eigenständiges Forschungsfeld oder handelt es sich hierbei lediglich um eine Hilfswissenschaft? Und: Welchen kulturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn bringt Sachkulturforschung? Nach Korff wird heute kaum mehr direkte Sachforschung, das heisst Forschung an den Objekten selbst betrieben. Vielmehr hat sich der Fokus auf die funktionale und noch mehr auf die symbolische Ebene verschoben. Doch gerade eine volkskundliche Sachkulturforschung habe nicht nur zu fragen, wie Menschen sich *den* Produkten anpassen, sondern auch, wie Menschen sich *die* Produkte anpassen. Ausgehend von Hans-Jörg Rheinbergers Begriff der «epistemischen Dinge» stellt deshalb Korff die – nicht zuletzt für die Museumsvolkskunde – zentrale Frage nach der Erkenntnisleistung der Dinge kraft ihrer Dinghaftigkeit. Wenn es Objekte gibt, an denen besonders viel Wissen gewonnen werden kann, dann muss diese Kategorie von Gegenständen das Museum ganz besonders interessieren. Folgerichtig regt Korff eine Museumstheorie an, die sich am erkenntnisfördernden Ding orientiert, «an dem möglicherweise die Kombinatorik der Wirklichkeits- und Bildkonstruktion erlernt werden kann». Eine vielversprechende Perspektive; umso mehr, als durch eine solche Neuorientierung die Idee des musealen Sammelns und Aufbewahrens keineswegs obsolet wird, wie dies Korff suggeriert. Ganz im Gegenteil: Eine Fokussierung auf Objekte, die «eine Erkenntnisleistung kraft ihrer Dinghaftigkeit ermöglichen», könnte nicht zuletzt auch bei der Frage, was und wie gesammelt werden soll, klärend wirken.

Thomas Antonietti

JOSEF SIEGEN: Re-konstruierte Vergangenheit. Das Lötschental und das Durnholzertal. Wirtschaftliche und sozio-kulturelle Entwicklung von zwei abgeschlossenen Alpentälern zwischen 1920 und 2000 aus der Sicht der Betroffenen. Münster: Lit Verlag 2004. 420 S., Karten, Tabellen. (Freiburger Sozialanthropologische Studien, 3).

In der Zeit zwischen dem Ersten Weltkrieg und heute, einer Spanne von rund achtzig Jahren, also etwa der eines Menschenlebens, hat sich in weiten Teilen des Alpenraumes ein wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Wandel vollzogen wie vorher nicht in mehreren Jahrhunderten. Nicht zuletzt deshalb, weil die verkehrsmässige Erschliessung vieler Täler und hoch gelegener Ortschaften, die Modernisierung und Technisierung der Landwirtschaft und – sofern überhaupt – eine Industrialisierung vieler Bergregionen erst sehr spät, zum Teil erst zu Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einsetzte, dürften deren Bewohnern die Entwicklungen hin zur weltweit vernetzten Dienstleistungsgesellschaft, zu der sie heute zweifellos auch gehören, als besonders rasant und dramatisch erscheinen. Josef Siegen, der selbst aus dem schweizerischen Alpenraum, dem Oberwalliser Lötschental, stammt, will mit seiner bei Christian Giordano in Freiburg/Fribourg verfassten Dissertation aufzeigen, wie die Betroffenen diesen rapiden Wandel erlebt haben und wie sie ihn rückblickend sehen und bewerten. Für viele ältere Menschen hat sich zu vieles zu rasch verändert, und manches ist für sie immer noch nicht ganz fassbar. Junge dagegen können Erzählungen der älteren Leute über die früheren Lebensweisen kaum glauben. So meinte etwa eine zwanzigjährige Lötschentalerin, sie sei sich wie in einer Märchenstunde vorgekommen, als ihr Grossvater davon erzählt habe, dass es in seiner Jugend keine Fahrgelegenheit ins Rhonetal hinunter gegeben habe, man nur zu Fuss hingelangen konnte. Der Wandel kam ihr «unglaublich» vor, auch angesichts der Diskrepanz zwischen dem damaligen Verdienst des Grossvaters (50 Rappen pro Tag und Kost) und den heutigen Löhnen.

Da es dem Autor, wie bereits kurz vermerkt, sehr wichtig war, den soziokulturellen Wandel aus der Sicht betroffener Bergbewohner zu schildern und deren Deutungen, Einstellungen und Erwartungen zu erfassen, entschied er sich wohl überlegt sowie ausführlich begründet und (wie er schreibt) nicht lediglich einem modischen Trend folgend für ein qualitatives Vorgehen mittels biografischer Interviews. «In 72 Gesprächen kamen so 124 Personen ... zu Wort.» Wert legte Josef Siegen darauf, nicht nur mit älteren Menschen zu sprechen, sondern, wie wir schon gesehen haben, alle Altersschichten, so auch junge Leute (in der Regel ab 18 Jahren) mit in die Studie aufzunehmen. Neben den aufgezeichneten und später transkribierten Interviews führte Josef Siegen zahlreiche informelle Gespräche. Dabei war sich der Autor immer bewusst, in welcher hohen Masse die Beziehungen, die Interaktionen zwischen Forscher und den Zu-Erforschenden die Ergebnisse mitbestimmen. Dass er nicht nur Interviewer, sondern auch ein aufmerksamer «teilnehmender Beobachter» war, wird in der Dissertation immer wieder deutlich. Positiv ist auch anzumerken, dass der Autor, der sich erst nach Beendigung seines Berufslebens als Lehrer zu einem Studium der Ethnologie und dann zur Dissertation entschieden hatte, wie fast zu erwarten mit grossem Fleiss ein umfangreiches Literaturstudium betrieben hat und kaum eine Veröffentlichung zu seinen Untersuchungsregionen nicht beachtet haben dürfte.

Bei einer auf biographischen Interviews beruhenden Studie ist eine ausführliche theoretische Auseinandersetzung nicht nur mit dieser Methode (bzw. diesem theoretischen Ansatz) etwa in dem Sinne, wie sie von Werner Fuchs, Albrecht Lehmann, Sigrid Paul und vielen anderen vorgeführt worden ist, unerlässlich. Dazu gehört zweifellos auch eine ausführliche Beschäftigung mit Fragen zum individuellen und kollektiven Gedächtnis. Josef Siegen berührt selbstverständlich diese Fragen, geht m. E. jedoch zu wenig in die Tiefe. Im Zusammenhang mit «Gedächtnis» und «biografischer Methode» kommt der Autor zum erstenmal in seinem Buch auf etwas zu sprechen, das im Titel der Arbeit eine herausragende Rolle einnimmt, nämlich die Frage, inwieweit eine so erfasste Geschichte eine Rekonstruktion sei und welche Folgen dies für das Lesen und Interpretieren dieser Geschichte haben müsse. Hier geht der Autor zwar auf Maurice Halbwachs (1985), auf Alfred Schütz (1990) und auf Gabriele Rosenthal (1995) ein, kann aber das komplexe Thema auf nicht einmal zwei Seiten nicht in der Ausführlichkeit behandeln, die ihm zukommen müsste.

Wie im Untertitel schon zum Ausdruck kommt, wollte sich Josef Siegen nicht auf das heimische Lötschental, in dem er seine Jugend verbracht hatte und in das er immer wieder zurückgekehrt ist, beschränken. Ein Vergleich zwischen diesem Oberwalliser Berggebiet und dem südtirolischen Durnholzertal sollte offenbar Aufschluss über Gemeinsamkeiten in lange Zeit abgeschlossenen Alpentälern bringen. Vergleichen, obwohl grundsätzlich problematisch (was wird eigentlich und aus welchen Gründen miteinander verglichen?), scheint man in der Ethnologie, wie sie in Freiburg/Fribourg betrieben wird, doch einen hohen Stellenwert zuzuordnen. Gegen Vergleiche ist nichts einzuwenden, wenn man sich im Klaren darüber ist, auf welcher Ebene man sie anstellt. Selbst der Vergleich der berühmten Äpfel mit den ebenso berühmten Birnen ist durchaus statthaft, wenn man sich bewusst ist, dass man

Kernobst in eine Beziehung zueinander setzt. Wie schon gesagt, waren beide Täler lange Zeit recht abgeschlossen. Josef Siegen belegt die Rückständigkeit des Wallis und des Südtirols auf den Seiten 46–48 mit einer Reihe von Belegen und Zitaten. Beide Täler weisen eine ähnliche Höhenlage und mindestens halbwegs vergleichbare, insgesamt eher negativ zu bewertende Klimadaten auf, und in beiden sind die Bewohner stark katholisch geprägt. Damit wären die Gemeinsamkeiten dann aber auch schon weitestgehend aufgezählt. Viel wichtiger scheint dem Rezensenten zu sein, dass im Lötschental die Hauptsiedlungen eng ineinander gebaute Dörfer sind, im Durnholzertal aber die Einzelsiedlung (Hofsystem) vorherrscht und dass im Lötschental das Realerbrecht galt (und gilt), im Durnholz dagegen die Höfe geschlossen vererbt wurden (und werden). Der Verfasser, dies sei ihm zugute gehalten, weist selbst darauf hin, dass Siedlungsweise und Erbrecht ganz entscheidende Grössen bei der Ausgestaltung traditionell bäuerlicher Gesellschaften sind, doch dann scheint er dies wieder zu vergessen oder doch beiseite zu schieben. Zu den entscheidenden Unterschieden kommen noch die Auswirkungen der je verschieden verlaufenen überregionalen und nationalen Geschichten bis hin zu der Tatsache, dass das südtirolische Durnholzertal zur EU gehört – mit all den damit gegebenen Implikationen –, das Lötschental jedoch nicht. Mag der «Vergleich» auch wenig gebracht haben, der Fleiss des Autors gibt der Leserin bzw. dem Leser doch die Möglichkeit, nicht nur den Blick auf den Wandel in einem Berggebiet, sondern in zweien kennen zu lernen. Ob so etwas wie ein «Vergleich» dann letzten Endes sinnvoll ist, mag die geneigte Leserschaft entscheiden.

Nach einer recht guten und knappen Vorstellung der beiden Untersuchungsregionen im Kapitel II geht der Autor im Kapitel III und den folgenden auf die in den biografischen Interviews gemachten Aussagen der Lötschentaler/innen einerseits und der Durnholzer/-innen andererseits ein. Kapitel III ist der Darstellung des Wandels der Arbeit in der Landwirtschaft in den beiden Untersuchungsgebieten gewidmet. Hier erfährt man sehr viel zur traditionellen Landwirtschaft, so insbesondere zu den Auswirkungen des Erbrechts, der Bedeutung von Viehzucht, Milchwirtschaft und Ackerbau, zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, zu den Arbeiten auf der Alp und im Wald usw. Aber auch auf den Wandel, der sich vor allem in der Mechanisierung der landwirtschaftlichen Arbeit zeigte, wird ausführlich eingegangen. Im Kapitel IV wird der immer stärker aufkommende und auch wirtschaftlich bedeutender werdende Tourismus, wiederum getrennt nach Lötschental und Durnholzertal, behandelt. In diesem Teil werden viele Themen einer (ethnologischen) Tourismusforschung angesprochen: Tourismusgeschichte, Verhältnis der Einheimischen zu den Fremden und umgekehrt, Auswüchse des Wintertourismus, «sanfter» Tourismus usw. Kapitel V ist «Kindheit und Jugend» gewidmet. Hier wird die früher ganz selbstverständlich erwartete Mitarbeit der Kinder, die oft bis an die Grenzen von deren Kräften ging, angesprochen, um dann zu zeigen, wie mit dem Rückgang der Selbstversorgungslandwirtschaft Kinder mehr Freiheiten erlangten. So konnten immer mehr Jugendliche in den Bergregionen – und insbesondere ausserhalb dieser – Berufslehren und schulische Ausbildungen bis hin zum Abschluss eines Hochschulstudiums absolvieren. Der Wandel von «Brauchtum, Tradition und Alltag» im Verständnis der Befragten ist Thema des Kapitels VI. Hier geht es von der Kleidung über das Wohnen, der Nutzung neuer Medien bis hin zum Umgang mit Alter, Krankheit und Tod. Im abschliessenden Kapitel VII versucht der Autor – im Sinne des angestrebten Vergleichs – Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beiden Bergtälern herauszuarbeiten.

Die Kapitel III bis VI, in denen die Ergebnisse der Befragungen dargestellt werden, sind sehr informativ. Bei der Analyse der aufgenommenen Lebensgeschichten zeigt sich Josef Siegen als empathischer Kenner der alpinen Welt und als geschickter Interpret, dem die Gefahren zu weit gehender Deutungen stets bewusst sind. Siegen, das wird immer deutlich, geht es nicht um spektakuläre Einzelfälle, sondern um Typisierung und Generalisierung. Wenn auch, wie dargelegt, von einem eigentlichen Vergleich nicht gesprochen werden kann, sind die Darstellungen der Sichtweisen der Einheimischen auf die Wandelprozesse sehr material- und lehrreich. Auch Kenner vieler Monografien zum alpinen Alltagsleben werden hier auf Neues stossen. Die Dissertation von Josef Siegen ist überaus empfehlens- und lesenswert.

Wenn nun abschliessend doch noch so etwas wie «Fundamentalkritik» geäussert wird, dann hängt dies damit zusammen, dass der Autor dem Haupttitel der Arbeit «Re-konstruierte Vergangenheit» nach der Meinung des Rez. nicht genügend gerecht wird. Josef Siegen macht zwar deutlich, dass Blicke auf oder in die Vergangenheit immer aus einer jeweiligen Gegenwart erfolgen, dass sie somit immer nachträgliche Konstruktionen sind. Als der Rez. das Buch zur Besprechung bekam, meinte er, vom Haupttitel ausgehen zu dürfen, und erwartete eine profunde Auseinandersetzung darüber, wie die Informanten Siegens ihre jeweilige «Geschichte» geformt bzw. umgeformt, eben re-konstruiert haben. Dies wäre aber offenbar eine ganz andere Arbeit gewesen.

Max Matter